

[nzz.ch](https://www.nzz.ch)

Die Kunst des guten Lebens: Wir Neider

Rolf Dobelli

8-10 Minuten

Kolumne 1.7.2017, 05:30 Uhr

Ständig vergleichen wir uns mit anderen, die mehr haben als wir. Das macht unglücklich. Zufrieden macht hingegen Fuck-you-Money – und eine Portion Bescheidenheit.



(Bild: El Bocho)

Die Sonne brennt auf Ihren Rücken, und über dem Sand zittert die Luft wie flüssiges Glas. Ihr Gaumen fühlt sich an wie Schmirgelpapier. Vor zwei Tagen haben Sie den letzten Tropfen Wasser getrunken. Seither kriechen Sie auf allen vieren – in Richtung einer Oase, die Sie am Horizont sehen. Wie viel würden Sie jetzt für einen Liter Wasser bezahlen?

Nehmen wir an, Sie haben das Wasser bezahlt und bekommen. Nachdem Sie Ihren schlimmsten Durst gestillt haben: Wie viel würden Sie für den nächsten Liter bezahlen? Und danach: für den dritten Liter?

Falls Sie nicht zufällig ein mit übermenschlicher Leidensfähigkeit ausgestatteter Fakir sind, würden Sie für den ersten Liter wohl Ihre

gesamten Ersparnisse mitsamt Pensionskasse und Ferienhaus hergeben. Für den zweiten Liter vielleicht Ihre Rolex. Für den dritten Ihre Handy-Kopfhörer. Für den vierten noch Ihre Schuheinlagen. Ökonomen nennen dies den abnehmenden Grenznutzen. Jeder weitere Liter bringt Ihnen weniger, ab einem gewissen Punkt sogar keinen Nutzen mehr.

Wieviel ist genug?

So geht es mit fast allen Gütern – Wasser, Kleidern, Fernsehkanälen und vor allem auch mit Geld. Damit sind wir bei einer jahrtausendealten Frage: Macht Geld glücklich? Nehmen wir mal diese Testfrage: Ab welchem Jahreseinkommen, glauben Sie, hat ein zusätzlicher Euro keinen Einfluss mehr auf Ihr effektiv empfundenes Glück? Schreiben Sie Ihre Schätzung an den Rand dieser Kolumne, bevor Sie weiterlesen.

Die Forschung liefert eine klare Antwort. Wenn Sie in Armut leben, spielt Geld eine grosse Rolle. Geldnot ist pure Misere. Verdienen Sie 50000 Euro, spielt Geld eine mässige Rolle. Jenseits von 120 000 Franken Jahreseinkommen netto pro Haushalt (in Zürich ein bisschen mehr, in Jena ein bisschen weniger) schrumpft der Effekt von zusätzlichem Einkommen auf null – und er bleibt null, selbst wenn Sie die Million erreichen. Allzu überraschend ist das nicht.

Warum streben wir unaufhörlich nach den Millionen – entgegen aller wissenschaftlichen Erkenntnis?

Stellen Sie sich das Leben eines Milliardärs vor – vom Sonnenaufgang bis zum Sonnenuntergang, Moment für Moment. Auch er muss Zähne putzen. Auch er hat mal schlecht geschlafen oder fühlt sich miserabel. Auch er bekommt die ganz normalen Familien-Querelen ab. Auch er fürchtet sich vor dem Alter und dem Tod. Kommt hinzu: Er muss seinen ganzen Tross von persönlichen Mitarbeitern führen, die Medien abwimmeln, die Flut von Bettelbriefen verarbeiten. Macht der Pool vor dem Haus das wirklich alles wett?

In einer bekannten Studie aus dem Jahr 1978 haben Forscher die Lebenszufriedenheit von Lottogewinnern untersucht. Ergebnis: Schon wenige Monate nach dem Millionengewinn waren sie mit ihrem Leben nicht mehr signifikant glücklicher als davor.

Reichtum ist relativ

Der Ökonom Richard Easterlin verglich die Lebenszufriedenheit von Amerikanern im Jahr 1946 mit der von 1970. Obwohl sich der Lebensstandard während dieser Zeitspanne fast verdoppelt hatte (fast jeder hatte nun ein Auto, einen Kühlschrank, eine Waschmaschine und warmes Wasser), war die Lebenszufriedenheit ziemlich stabil geblieben. Das Gleiche galt in den anderen 18 Ländern, deren Daten Easterlin verglichen hatte. Das heisst, gleich nach dem Krieg waren die Menschen mit ihrem Leben nicht weniger glücklich als 1970. Der ganze materielle Fortschritt schlug sich nicht in erhöhter Zufriedenheit nieder. Man nennt diesen Sachverhalt [Easterlin-Paradox](#): Wenn die Grundbedürfnisse gestillt sind, führt zusätzlicher Wohlstand nicht zu mehr Glück.

Warum streben wir dann trotzdem unaufhörlich nach den Millionen – entgegen aller wissenschaftlichen Erkenntnis? Der hauptsächliche Grund: Reichtum ist nicht absolut, sondern relativ.

Angenommen, Sie und Ihr Arbeitskollege haben fette Aufträge für Ihren Arbeitgeber eingefahren, wobei Sie die meisten Kunden angeschleppt haben. Was wäre Ihnen lieber: A) Sie allein bekommen einen Bonus von 10 000 Franken, oder B) Sie bekommen einen Bonus von 15 000 Franken, und Ihr Kollege bekommt einen Bonus von 20 000 Franken? Wenn Sie so ticken wie die meisten Menschen, werden Sie A wählen – obwohl Sie mit B reicher würden.

Angenommen, Sie haben ein schönes Stück Land gekauft und ein Haus gebaut. Das Haus darf sich sehen lassen – mindestens drei Zimmer zu viel für Ihre Bedürfnisse. Ein Jahr später kauft jemand

die Nachbarsparzelle und pflanzt eine Villa hin, die Ihr Haus wie eine Dienstbotenunterkunft aussehen lässt. Ergebnis: Ihr Blutdruck steigt, und Ihre Lebenszufriedenheit sinkt – obwohl Sie immer noch bestens wohnen.

Geld ist relativ, und zwar nicht nur im Vergleich mit anderen, sondern auch im Vergleich zu Ihrer Vergangenheit. Wenn Sie in der ersten Hälfte Ihrer Karriere 50 000 Franken pro Jahr verdienten und heute 100 000 Franken, sind Sie glücklicher, als wenn Sie in der ersten Hälfte Ihrer Karriere 100 000 verdienten und heute nur noch 60 000. Obwohl Sie über die Summe gerechnet im zweiten Fall besser abschneiden.

Kurzum, Geld oberhalb der Armutsgrenze ist vor allem eine Sache der Interpretation. Das wiederum ist eine gute Nachricht, denn damit haben Sie es in der Hand, ob Geld Sie glücklich macht oder nicht.

Das Denken befreien

Hier sind einige Daumenregeln für den Umgang mit Geld. Erstens: Im Englischen hat sich unter sprachlich freimütigen Menschen der Begriff «Fuck-you-Money» etabliert. Er bezeichnet die letzten zwei Wörter, die Sie Ihrem Chef an den Kopf werfen, bevor Sie sein Büro verlassen, und wahrscheinlich die letzten Wörter, die Sie je mit ihm wechseln werden.

Konkret: «Fuck-you-Money» sind die Ersparnisse, die es Ihnen erlauben, Ihren Job jederzeit an den Nagel zu hängen, ohne in eine finanzielle Notsituation zu schlittern. Das kann zum Beispiel die Ersparnis von einem Jahressalär sein. «Fuck-you-Money» ist Freiheit. Und, wichtiger noch als die materielle Unabhängigkeit: «Fuck-you-Money» erlaubt es Ihnen, objektiv zu sehen und zu denken. Falls Sie Ihr «Fuck-you-Money» noch nicht zusammengespart haben, halten Sie Ihre Fixkosten tief. Je tiefer Ihre Kosten, desto schneller haben Sie es beisammen. Überhaupt ist es am schönsten, Geld zu haben und kaum welches zu

brauchen.

Eine Luxusjacht kaufen kann jeder, wenn er das Geld dazu hat – das ist keine Kunst.

Zweitens: Reagieren Sie nicht auf geringe Schwankungen Ihres Einkommens oder Vermögens. Ob Ihr Aktienportfolio heute um 1 Prozent gestiegen oder gesunken ist, sollte Sie nicht berühren. Überhaupt, denken Sie nicht so viel ans Geld. Geld vermehrt sich nicht schneller, je öfter Sie daran denken.

Drittens: Vergleichen Sie sich nicht mit den Reichen. Das macht Sie unglücklich. Wenn schon, vergleichen Sie sich mit jenen, die weniger haben als Sie. Am besten aber vergleichen Sie sich mit gar niemandem.

Und viertens: Selbst wenn Sie steinreich sind – leben Sie bescheiden. Reichtum ruft Neider auf den Plan. Nehmen Sie sich ein Beispiel an Warren Buffett, der noch immer in dem einfachen Haus lebt, das er 1950 gekauft hat. Eine Luxusjacht kaufen kann jeder, wenn er das Geld dazu hat – das ist keine Kunst. Viel eindrücklicher ist es, keine Luxusjacht zu kaufen und bescheiden zu leben, wenn man Milliardär ist.

Fazit: Sobald Sie die Armutsgrenze hinter sich gelassen und einen finanziellen Puffer erarbeitet haben, bestimmen andere Faktoren als Geld, ob Sie ein gutes Leben hinbekommen oder nicht. Arbeiten Sie an diesen Faktoren statt am Geldsammeln. Wahrer Erfolg ist emotionaler Erfolg.